

(Nachdruck verboten.)

10]

## Unter Wolken.

Roman von Kurt Aram.

Magda war ganz ermattet von all dem Gerede und immer noch entsetzt über den Inhalt desselben. Und doch wußte sie genau, daß es so ähnlich stets war; nur daß sie jetzt fast ein halbes Jahr nicht mehr dabei gewesen.

Unter diesen Frauen hatte sie sich eine Freundin suchen wollen? Das war rein unmöglich. Die würden sie einfach auslachen oder bestenfalls sagen: das ist nun mal nicht anders, darein muß sich eine ordentliche Frau finden, Männer sind eben keine Engel, und dergleichen. Sie würden wohl auch gleich mit ihren Erlebnissen kommen und zeigen, daß sie noch viel ärger wären als die ihrigen, sie also gar keinen Grund hätte, sich zu beschweren.

Aber vielleicht die Frau Oberförster? Auch das ging nicht. Dieser gesunden, robusten Frau gegenüber würde sie wahrscheinlich den Mund garnicht aufstun können.

So mußte es denn doch ohne das weiter gehn.

Sie lächelte müde.

Der Doktor Schäfer, der morgen kam?

Das gäbe gewiß auch nur eine Enttäuschung.

Aber lange konnte es so nicht mehr weiter gehn, es konnte nicht!!

Ihre Gedanken flatterten unruhig hin und her. Sie waren wie junge Vögel, die aus dem warmen, sicheren Nest gefallen sind, frieren, in ihrer Hilflosigkeit sich fürchten und zugleich aus Selbsterhaltungstrieb suchen, wo sie sich jetzt niederlassen können und wieder warm und zufrieden werden.

Für sie aber gab es, wie es schien, nur noch eins, ein letztes, allerletztes Rettungsmittel. Sie schloß die Augen und suchte sich dies eine auszumalen. Ihre Gedanken wurden dabei ein wenig ruhiger. Sie ließen sich gleichsam für einige Minuten in der Nähe des einen nieder und betrachteten es einstweilen neugierig, aber noch unsicher.

„Gusch!“ Da flogen sie wieder auf und flatterten ängstlich. „Nein, nein, noch nicht, ich bin ja noch so jung!“ sagte sie laut.

Der Wagen hielt am Ringhotel. Jean, der Oberkellner, stand schon bereit. Otto ließ sagen, er könne eben nicht mitfahren, er habe eine dringende Abhaltung. Der Kutsher solle gegen Mitternacht wieder kommen. Aufsezend fuhr der wieder ab.

Magda lehnte sich erleichtert in die Kissen zurück. Ihr war es bedeutend lieber so. Die Gedanken flatterten wieder um das eine, derweil der Kutsher im schärfsten Trab zufuhr, denn jetzt war es egal, jetzt würde der Wagen doch so schmutzig werden, daß er zwei Tage daran putzen mußte.

Schnell ging es durch die dunkle Nacht. Ein wilder Sturm hatte sich aufgemacht und segte durch das enge Thal.

Otto hatte nach seiner Ansicht in der That eine dringende Abhaltung, denn eben war Amtsrichter Roth gekommen, mit dem er ja über Scheidungsgründe reden wollte.

Der Amtsrichter merkte natürlich sofort, wohinaus das sollte, denn er wußte wie jeder der Honoratioren um Ottos Verhältnis mit Frau Schmidt. Aber er that ganz harmlos und ließ sich ausfragen. Da Otto auf diese Weise nicht zu rechter Klarheit kommen konnte, legte er schließlich den ganzen „Fall“ offen dar.

Er sei glücklich verheiratet, log er, selbstverständlich. Um so was handle es sich nicht. Aber er habe nun mal so heißes Blut und seine Frau sei etwas feig, da habe er halt diesen Ausweg gefunden.

„Selbstverständlich, das läßt sich denken,“ fiel der Amtsrichter sofort ein, „ist mir sehr begreiflich.“

Er sagte, was er über den Fall dachte. Er war allerdings nicht so ganz einfach nach der Meinung des Amtsrichters, und das wichtigste sei, daß eben die Frau Gemahlin nichts merke. Die Frau Schmidt würde wohl reinen Mund halten? Otto nickte zustimmend.

„Sind Sie denn des Mannes sicher? Oder weiß der gar nichts?“ Der Amtsrichter machte ein sehr neugieriges Gesicht, denn das war ihm das eigentlich Interessante an dem ganzen Fall.

Otto sah das wohl und am liebsten hätte er Roth eine grobe oder gar keine Antwort gegeben. Nicht weil er sich doch ein bißchen schämte, sondern weil er den Amtsrichter gern ein wenig geärgert hätte, dadurch, daß er dessen Neugier nicht befriedigte. Aber nun er so viel gesagt, mußte er auch alles sagen.

„Der Frau Schmidt bin ich ganz sicher, die frißt mir aus der Hand; und des Mannes auch. Er weiß natürlich Bescheid, aber er wird sich hüten, etwas merken zu lassen, denn er ist in meiner Hand. Ich verwende ihn seitdem auf dem Comptoir, habe ihm auch ziemlich viel gepumpt, so daß er an den Bettelstab käme, wenn er muckte.“

„Das ist ja prächtig,“ sagte Roth, aufrichtig erfreut, „da haben Sie ja eigentlich wirklich nichts zu fürchten. Es müßte doch ganz wunderbar zugehen, wenn Sie doch noch Unannehmlichkeiten haben sollten.“ „Freilich,“ setzte er nach kurzer Pause hinzu, aber nur, um sich wichtig zu machen, „der Zufall spielt oft wunderbar. Aber ich glaube doch nicht, daß Sie sich Sorge zu machen brauchen, zumal Ihre Frau Gemahlin ja so völlig zurückgezogen lebt. Das erleichtert die Sache sehr.“

Die beiden sprachen noch eine ganze Weile über den Fall, ganz objektiv und kühl wie über eine durchaus minderwertige Angelegenheit. Keiner schämte sich auch nur im geringsten vor dem andern, nun das Eis einmal gebrochen war. Sie wären höchst erstaunt, ja beleidigt gewesen, wenn sich jemand über ihre Art und Anschauung hätte entrüsten wollen. Denn wirklich schlecht handelte ihres Erachtens bei dem ganzen Fall nur der Mann Schmidt. Es war allerdings ein starkes Stück, daß er sich das so ruhig gefallen ließ. Da sieht man wieder, was diese Leute für sonderbare Anschauungen haben. Wenn sie dächten, so was könnte ihnen zustoßen? Donnerwetter! Würden sie aber eifrig werden, sehr eifrig!! Ein Duell unter den schwersten Bedingungen wäre das mindeste. Aber diese Menschen haben ja kein Ehrgefühl, da geschah es ihnen nur recht, wenn sie so behandelt wurden, denn „was der Mensch wert ist, fährt wider'n“. Man war ja einer solchen Verkommenheit gegenüber schon fast dazu verpflichtet.

Das so interessante Gespräch wurde abgebrochen und der bleiche, schlaffe, nervöse Amtsrichter Roth, der ein schöner Mann war, lehnte sich etwas gelangweilt in seinen Stuhl zurück, weil Amtsrichter Blau und Realschuldirektor Walter im Klubzimmer erschienen.

Amtsrichter Blau hatte das richtige Rucknackergesicht. Quer über die Stirn eine Falte wie einen dicken Strich, je eine eben solche rechts und links an dem großen, schmallippigen Mund her, und einen völlig viereckigen Schädel, was stets deutlich zu sehen war, da er das Haupthaar immer sehr kurz geschoren trug. Nur wenig Schnurrbart, und den Vorderbart rechtzeitig zugeschnitten. Auf den hervorragenden Wadenknochen zwei gleich große, gleich rote Gesundheitsflecken und in den kleinen hellgrünen Augen einen gradlinigen, starren Blick, was auf die Dauer etwas beschränkt ausfah, zumal Wimpern und Augenbrauen kaum vorhanden waren. Es sah aber nur beschränkt aus, denn er war es keineswegs.

Der edige Stopp sah auf einem ebenso edigen, gedrunghenen Körper, der noch gar keinen Fettansatz zeigte, obwohl ihn der Amtsrichter schon sechsundfünfzig Jahre besaß. Es war das fleischgewordene Gesetzbuch, meist auch dunkelgrau eingebunden. Er sprach langsam, korrekt und sehr wenig und bewegte sich langsam und deutlich auf dicken, harten Sohlen.

Der Schuldirektor Walter war ganz anderer Art. Zwar auch unterseht, aber mit ziemlich viel Embonpoint. Er hatte auffallend kräftige O-Beine, von einem sehr ausgeprägten D, das auch die weitesten Beinkleider nicht verbergen konnten. Am liebsten stakten diese Beine, auch wenn es schon empfindlich kalt wurde, in hellleinenen Hosen, und der Oberkörper in Jägerhemd und Lüsterrockchen. Auf den stets unruhigen Beinen und dem ebenso unruhigen Oberkörper sah ein gewaltiges Lockenhaupt, von braunen Locken umwallt, viel zu mächtig für das Untergestell.

Die berühmte Katharina hatte gemeint, als sie zum erstenmal das Arbeitszimmer des Herrn Schuldirektor betreten, wo auf einem Lammgestell das Haupt des Zeus von Dricoli in riesigen Dimensionen thronte; „Ach Herrje, is das aber e gut Bild vom Herr Teretter.“



Außer dem Haupt war auch noch der Zeigefinger der rechten Hand eigenartig wegen seiner ungewöhnlichen Länge und Starrheit. Vom Gesicht sah man so gut wie nichts vor lauter Haar, wie denn der ganze Mensch einen schon mehr affenartigen Haartwuchs sein eigen nannte. Auf dem auffallend kleinen Zwiebelnäschen hochte eine große, goldene Brille, hinter der die großen glänzenden braunen Augen immer interessiert, neugierig und enthusiastisch hervorsahen. Nur in der Schule verlor sich dieser Ausdruck. Da lag etwas Unruhiges und Gespanntes in ihnen. Ob nämlich niemand einen schlechten Witz über ihn mache, worauf er leider bei den Bengeln immer gefaßt sein mußte.

Unter solchen Wiken litt er sehr, denn er war stolz auf seinen festen, behaarten Körper und sein Lockenhaupt. Außer für das Wahre, Gute, Schöne trat er noch voll und ganz ein für das: Frisch, Fröhlich, Fröhlich, Frei. Ein guter Schwimmer, Turner und Bergsteiger.

„Geradezu wunderbar, wie Sie hier sitzen,“ rief er sofort. „Da draußen der Sturm, hier drinnen still wie in einer sternenhellen Sommermondesnacht. Geradezu eine Idylle! Was ich sage!“

Während der Amtsrichter Blau sein stereotypes: Guten Abend vorbrachte, langsam zum Tisch ging und sich langsam, steif, rechtwinklig auf seinen Platz in dem ledernen, schwarzen Sofa niederließ, hüpfte der Schuldirektor erst noch eine Weile in seinen hellleinen D-Hosen durch das Zimmer.

Der Kellner Jean kam, und brachte für den Herrn Amtsrichter Blau einen Krug Münchener Bier und für den Herrn Schuldirektor einen Schoppen Rotwein mit Seltzerwasser.

Dies Gemisch stand auch vor Otto und Kol. Es hatte seinen tiefen Sinn. Es beruhte auf einem sehr guten Witz, wenn man es erst wußte.

Als vor kurzem die Prozeßverhandlungen über den Klub der Harmlosen in Berlin auch hier eifrig diskutiert worden, hatte der Chemiker Weber, der Klubwirthbold, vorgeschlagen, sofort zu Anfang jeder Sitzung am Abend zur Erinnerung an die Harmlosen erst Rotwein mit Seltzer zu trinken, was ja bekanntlich das Leibgetränk der Harmlosen gewesen. Der Vorschlag wurde mit Jubel angenommen, und Jean lächelte jeden Abend ganz verschämt, wenn er vor jeden der Herren dies Gemisch hinstellte, ohne erst lange zu fragen.

Nur Herr Blau ließ sich nicht von seinem Bier abbringen, von dem er jeden Abend in anderthalb Stunden seines Hierseins drei Krüge vertilgte, was jeden Abend sechzig Pfennige und fünf Pfennige Trinkgeld für Jean ausmachte. Die fünfundsiebzehn Pfennige steckten immer parat in seiner Westentasche. Der Geburtstag des Landesherrn bildete die einzige Ausnahme im Trinkeben von Blau. Da trank er Jahr für Jahr erst eine Flasche Mosel und dann eine Flasche Seltz. (Fortsetzung folgt.)

### Sonntagsplauderei.

Ich lehre zerhüchelt zur Prosa des Lebens zurück! Ich hatte mir so viele redliche Mühe gegeben, recht schlechte Verse zu verfassen, indem ich mir als anspornendes Symbol kommunaler Dichtkunst teils das Spandauer Strahlenpflaster teils einen über Weichen stürmenden Großen-Berliner-Straßwagen vor das geistige Auge schleppte — und jetzt schilt man mich von allen Seiten, wie ein Individuum sich erdreisten könnte, so schlechte Verse zu machen. Man hat mir höhnischerweise drei alte, zahnlöse Leiterkästen ins Haus geschickt, und ein guter Freund sandte an die Redaktion ein Exemplar des Unterhaltungsblatts mit dem energischen handschriftlichen Randvermerk: Diese Verse sind zum A — —; als Parteigenosse, Mitglied des Wahlvereins und Mensch an der Wende zweier Jahrhunderte wage ich nicht, das Wort auszusprechen, es ist zu demütigend für mich.

Eigentlich sollte ich ja nun stolz sein, daß mir meine Absicht so wohl gelungen sei. Aber das Uebel ist: man glaubt mir nicht die Absicht. Vergebens versichere ich, wie ich Verse zu solcher Glätte zu polieren vermöchte, daß beim Lesen jeglicher anschlitten und zum mindesten sich einen Ansdhelnbruch zuziehen würde. Man lacht spöttisch und besteht auf der Ansicht, niemand werde mit Fleiß, schlecht reimem, wenn es ihm sein gottbegnadeter Grips gestattet, einen Lauff oder einem sonstigen Offizier der Poesie nachzusehen. Armer Joe — Du hast Deinen mühsam erschriebenen Duf leichtfertig geopfert: Deine Verse sind zum A — —!

Ueberhaupt es war eine Woche der Trübsal und der Enttäuschung. Manchmal war es geradezu zum Verzweifeln. Ich fürchte beinahe, ich leide an Verfolgungswahn. Gehe ich auf die Straße, so grinst mir von allen Wänden das schrecklich fleischende Gespenst entgegen. Lese ich eine Zeitung, so hebt derselbe Dämon des Blödsinns sein verzerrtes Mumiengesicht empor. Lüftet ein

siebzehnjähriges Mädchen ihren Schleier, öffnet die rosigen Lippen und säuselt leucht ein honigsüßes Gestülper — nichts andres erlausche ich als das Wort des Schredens. Ich sehe, schmecke, taste, höre, rieche unablässig das Entsetzliche, wenn ich wache; ich träume von ihm die ganze Nacht, indem ich von einem Schwibbad des Grauens in das andre falle, und wenn ich ein Glas Bier bestellen will, schreit willenlos der hypnotisch gebannte Sprechapparat: „Kellner, wir treffen uns bei der Sodafontaine!“

Wir treffen uns bei der Sodafontaine — wir treffen uns bei der Sodafontaine — wir treffen uns bei der Sodafontaine! Gnade!

Ich will mich nie und nirgends treffen, es fällt mir gar nicht ein — ich protestiere gegen diese Zumutung — ich weiß nicht einmal, was eine Sodafontaine ist. Ich habe als ein Staatsbürger im vollen Besitz der Ehrenrechte einen Anspruch darauf, gegen die zwangsweise Vorführung zur Sodafontaine geschützt zu werden. Ich appelliere an den Schutzmann, den Censor, den Staatsanwalt — ich will nicht zur Sodafontaine, ich will nicht, ich will nicht. Lieber Teufel oder meinethwegen Sibirien, wenn es sein muß, nur nicht diese furchtbare Sodafontaine. Gnade, Hilfe! Ist denn kein Erbarmen mehr in dieser Menschheit? Höllisches Gelächter. Vergebens wehre ich mich. Eben versichert mir vertrauensvoll meine Frau, sie habe nichts anzugehen und läßt mich mit liebreizendem Lächeln ein: Schay, wir treffen uns bei der Sodafontaine!

Ich muß Stadthagen fragen, ob das kein Scheidungsgrund ist. Aber, hoh! ich ahne, er wird mir antworten: Wir treffen uns bei der Sodafontaine . . .

Nun gut, ich will ein Mann sein, ich werde kommen, ich werde die Sodafontaine sehen und — dann sterben . . .

Ich schreibe Verse, die zum Kot — — — sind, ich muß mich an der Sodafontaine treffen, man sollte meinen, das sei schon genug der Qual für einen schwachen Sterblichen. Aber noch ein weiterer Schicksalsschlag hat mich mit grausamer Wucht getroffen.

Man muß nämlich wissen: Ich bin der glückliche Besitzer eines Ziergartens, das heißt eines Gartens, der sich zielt, ein Garten zu sein. Dieser Garten besteht nun in seinem Hauptbestandteilen aus einem eisernen Gitter und Some, sofern es nicht regnet. Ich habe des weiteren — ich kann es nicht leugnen — Kinder, die einen Gang fürs Landschaftliche haben. Natürlich haben sie also die aus Gitter und Some bestehende Ziergartenfläche mit großem Fleiß ins Gebirgartige umzuwandeln sich bemüht. Das war gar keine leichte Arbeit; denn der Ziergarten war eine geradezu fanatische Ebene, ein wundervolles Modell für die derzeitige Frauenmode vegetarischer, will sagen: fleischloser Kleidung. Aber sie haben es doch fertig gebracht. Sie haben die wüste Ebene in eine schöne Segend voll romantischer Säulchen und ragender Bergtuppen umgezaubert, so daß der erwähnte Ziergarten in der näheren Nachbarschaft den Namen Teltow-Beeslow-Storkower Schweiz erhalten hat.

Man hätte annehmen sollen, daß der Besitzer des Grundstücks eine solche Verschönerung seines Eigentums mit einer zehnprozentigen Mietssteigerung beantworten würde. Nichts von alledem. Der Mann opferte ganz im Gegenteil dreißig Pfennige und ließ mich durch einen „eigenhändigen Einschreibebrief“ aus dem von der Sodafontaine süßig getränkten Schlaf weden. Joe, Joe — was hast Du für Kinder! In diesem Einschreibebrief müßtest Du lesen, daß diese Anlagen der Ziergarten verwißt, daß sie den Rasen zerretten und die Sträucher geknickt, in den Wegen große Löcher gewühlt und das Erdreich auf den Rasen geschüttet hätten, ja sie sollen sogar einmal jemand „du alter Däse“ geschimpft haben.

Es ist immer erfreulich, wenn man sein Wissen bereichert; so war ich auch dem Verfasser des eingeschriebenen Briefs aufrichtig dankbar, daß er mein Wissen über den Ziergarten vermehrte; denn ich nahm jetzt, mit dem durch das Schreiben geschulten Auge wahr, was ich bisher nicht gesehen hatte, daß der Ziergarten in der That auch Rasen und Sträucher andeutungsweise besaß. Andersseits aber verdros es mich lebhaft, daß ich gehalten sein sollte, die Arbeit meiner Kinder zu zerstören und „binnen 14 Tagen“ den Ziergarten wiederherzustellen. Sollte ich zur Unterdrückung meiner eignen Kinder beitragen, die Wirkungen ihres romantischen Schönheitssinns zerstören, die Früchte ihres Fleißes der Wiederherstellung ins Platte schonungslos opfern? In diesem Augenblick des Nachsinnens erwachte in mir ein neuer Lebensplan, eine große Aufgabe, der ich mich hinfort weihen werde: Ich will die Stadtkinder, diese Unterdrücktesten der Unterdrückten, organisieren, sie zum Kampfe gegen ihre Feinde führen und ihnen das heilige Menschenrecht der Ungezogenheit erstreiten.

Wenn ein Baby fünf Stodwerke abwärts auf einen Porzellan-schuttbaufen stürzt und, statt zerstückert zu sein, lächelnd sich erhebt, geistig und körperlich wunderbar gekräftigt, so sprechen die Zeitungschreiber von dem „Engel des Kindes“. Es giebt aber auch einen Teufel des Kindes — und das ist der Hauswirt, das ist der Unmenich, der für kinderlose Familien und ruhige Mieter inseriert, der die Pfänder der Liebe am liebsten ins Pfandhaus ausliefern möchte, der das Ausleben der jungen Lebewesen als einen einzigen schweren Verstoß gegen die Hausordnung betrachtet und an kinderreiche Leute „seine“ Wohnungen nicht einmal im Wucherzinsen vermietet, das sind die Drachen der Ziergärten und die Henter der kindlichen Unversämtheit, Lebe zu wollen.

In der guten alten Zeit soll es einmal einen Hauswirt gegeben



Haben, der sich von der Kinderscheu zur Kinderliebe belehrt hat. Friedrich Stolze, der Frankfurter Dialektdichter, hat die Geschichte dieses edlen Menschenfreundes erzählt. Kam zu ihm jemand, der die Wohnung mieten wollte, so schrieb er ihm an:

Ihr Lent hobt doch kää Kinner net?  
Un kriecht aäch kää? Denn wenn er kriecht,  
So bricht deß äägeblichs die Nieth.

Eines Tags kam eine Frau und wollte das Logis mieten. Der Wirt fragt sofort, ob sie keine Kinder hätte:

Und's jägt die Frää: „Ach, leider, nää! —“  
Doch frägt er gleich: „Un kriech nää kää?“  
Da odder ward die Frää ganz rot  
Un sagt: „Mei liever Mann is doht!“

Doch erst als sie dem Hauswirt beleuert, daß sie keinen zweiten Mann freien würde, hielt er die Kindergefahr für ausgeschlossen und vermietete die Wohnung. Als dann der Umzugstag kam, lag der Hausherr im Fenster und pöste auf,

Ob merr ins Haus nig schunnigat dhat,  
Was seine Käge weer e Grent:  
Kää Trommel und kää Schodelgäul.

Nichts von solchem verdächtigen Gerät wird abgeladen, der Wirt schmunzelt: „Die Frää scheint werlich kimmerlos.“ Aber bald kommt ein zweiter Möbelwagen an.

Doch kam e Mewel da eraws,  
Deß sah euch höchst verdächtig aus,  
Da gab's kää Stannebeer, kää Stuhl,  
Doch Disch un Bänk, wie for e Schul.  
Un dreißig lange Disch im Bänk!  
Un auch Keale, viele Schränk,  
Un aäch e Tafel wor dabei.

Am nächsten Morgen kam ein großer Kinderschwarm herangerückt, an 200.

Un zornig kriech der Mann enab:  
„Ihr Gejer, fragt die Schuh doch ab!“  
Die odder achte gar net druff  
Un bollern seine Trepp enuff.

Da stürzt der Hauswirt wütend zur Frau hinauf:

Und's kriech der Mann: „Ich bitt' merlich aus!  
Was geht denn vor hier in mei'm Haus?  
Kää, so war döß net abgeredt!  
Sie hewwe ja kää Kinner net?“

Kää Kinner net? Sie Lignern, Sie?  
Sein deß vielleicht kää Kinner hier?  
In ericht net Kääs, es is ze doll!  
Un jey en ganze Deittel voll!“

Und's kriech die Frää: „Un nää, un nää!  
Un dreimal nää, ich hob' aäch kää!  
Kää äänzig Kind, seid doch gescheit!  
Die Kinner hier sein an nern Leit.“

Die Frau wird samt der Schule an die Luft gesetzt. Der Hausherr vermietet seine Wohnung schließlich an einen frommen ältlichen Herrn, der bei Gott schwur, keine Kinder zu haben, keine Kinder zu kriegen und auch keine Schule zu halten. Als es jedoch Abend war, „sein auch e alt Weiwespiel in das Haus geströmt un Männer, die den Stopp gehengt hawwe, als wär en himme der Halswerwel abgefaukt, odder anwiver, als hätte se das Genid gebroche. Un gleich druff hat die forchtbar Hansorjel ze brumme aangesange, daß das ganze Haus geschüttelt hat, un die alte Weiwes hawwe dorch die Nas gestunze:

Wunden, Wunden, Wunden, Wunden,  
O ihr Wunden, o ihr Wunden.“

Da hat der Hauswirt die Hände über den Kopf zusammengeschlagen, hat sich nach den 200 Kindern zurückgeseht und ist in sich gegangen. Und er hat seine Wohnungen hinfort nur an Ehepärchen vermietet, die eine ganze Maudel Kinder hatten und immer noch frische dazu kriegten.

Heute giebt es solche Hauswirte nicht mehr, deren böses Gewissen aufwacht. Und darum ist es notwendig, einen Kinderkreuzzug gegen diese Feinde jungen Lebensübermuts zu unternehmen. Rottet Euch zusammen, Kinder, stellt Eure Forderungen, kündigt den Krieg den Biergärten und den summen Wohnungen, proklamiert das Recht außs Buddeln, Lärmen, Singen, Traumpeln und Trommeln. Ich will Euer Führer sein. . . Wir treffen uns an der Sodafontaine. —

Joc.

### Kleines Feuilleton.

th. Das Warenhaus. Groß und gewaltig, ein schimmernder Glaspalast, funkelnd im tausendfachen Glanz des Glühlichts, im Widerschein seiner mächtigen Spiegelwände steht es da, das Warenhaus.

Ich liebe das Warenhaus! Wenn ich Zeit hätte, würde ich den ganzen Tag darin sein. Es ist ein herrlicher Aufenthalt. Man

findet dort so viel Zerstreuung. Ewig dasselbe und doch ewig wechselnd, gleicht es dem Meere, jede Sekunde bietet es dem Auge ein andres Bild. Bilder aus dem Leben, Kulturbilder, moderne Kulturbilder.

„Mama,“ rief das kleine Mädchen, und Matschte jubelnd in die Hände: „Ach Mama, die Treppengeländer und die großen Säume mit den vielen Lichtern, und die dicken Blumen an den Wänden, sieh doch, Mama, alles von Gold und Marmor!“

Aber die Mutter legte ihr entriestet die Hand auf den Mund: „Um Gottes willen, Kind, blamiere Dich nicht, das ist doch bloß alles so angestrichen!“

„Alles bloß angestrichen!“ kostbares Wort. Der Marmor, das Gold, die ganze blendende Herrlichkeit, alles bloß Täuschung. Aber die Menschen von heute wollen die Täuschung. Falscher Marmor, falsches Gold — was thut's? Wenn es nur glänzt und gleißt! Wenn's nur die Augen blendet, wenn es nur täuscht! Es ist so bequem, sich täuschen zu lassen!

Wenn's nur nach etwas aussteht!  
Und schließlich sind immer noch die Kinder da, die auch das Unrechte für echt halten. Und sie Matschen in die Hände, die lieben Kinderchen, und jubeln und freuen sich: Ach, unsre goldige Moral! Ach, unsre kluge Politik, unser mächtiges Deutschland!

Kinder, Kinder, blamiere Euch nicht — es ist ja bloß alles so angestrichen!

Aber das Warenhaus?  
Ja so, das Warenhaus, bitte um Entschuldigung für die Abschweifung, es kommen einem aber wirklich schmuerrige Gedanken im Warenhaus.

Der Anstrich hat übrigens sehr viel für sich, es erweckt so köstliche Hoffnungen. Da ist zum Beispiel die Sodafontaine. Was denkt man sich nicht bei dem Wort. Einen zierlichen Brunnen aus dem die Wasser plätschern; köstliche Wasser, labende Wasser. Kühlung und Frische geht von ihnen aus. Alles spricht von der Sodafontaine. Alles fragt nach der Sodafontaine. . .

„Aber — dies is ja man 'ne ganz jemeine Selterbude,“ sagt ein junger Bengel neben mir.

„Und ich dachte, hier wäre 'n richtiger Springsbrunnen“ — lacht eine junge Frau — „nein, bezahlen soll man hier auch noch?“

„Was wollen Sie haben?“ fragt die kostensaure Jungfrau: „Gimbeer — Erdbeer, Cola — Stachelbeer, Grenadine?“

Der elegante Herr mit dem Monocle wirft seine Zahnlücke auf den Marmorisch: „Zeben Se doch man, wat zunächst steht, is ja alles derselbe Soff!“

Ja ja, die Sodafontaine — es geht nichts über den Anstrich, auf den Anstrich kommt alles an.

Die Menschen sind das Interessanteste im Warenhaus. Mittags kommt das vornehme Publikum. Es kommt in Laxameter und Equipage, eine ganze Wagenburg baut sich auf vor dem Hauptportal. Seidene Schleppe rauschen über das Parkett. Eine Wolke von Parfüm schwebt durch die Säle. Schredliche Luft überall. Aber was man da so hört und sieht!

Am Stand für Unterröde — Jupons sagt der gebildete Deutsche. Er, Sie und die Verkäuferin. Die Verkäuferin hält den gelben Seidenrock noch einmal in die Höhe: „Und er ist so billig, gnädige Frau, bloß fünfzig Mark. Es ist reine Seide und echte Spitze, point de Venise, venetianische Meliespize.“

Sie, mit verzücktem Augenaufschlag: „Reizend, ich nehme ihn — ja natürlich, ich nehme ihn!“

Er, etwas nervös, zeigt auf einen Wollentod: „Aber, liebes Kind, der ist doch auch sehr hübsch, er erfüllt denselben Zweck und kostet nur zehn Mark.“

Sie, mit einem verächtlichen Blick: „Aber ich werde doch nicht Wolle tragen! Ich trage nur Seide. Jede Dame trägt seidene Jupons,“ — mit impertinentem Kopfnicken: „Ja, Du kannst es in der „Woch“ lesen. In dem neuen Roman sagt die Heldin, auch sie trägt nur seidene Unterröde, damit man weiß, daß sie eine Dame ist.“

Am Abend kommt das einfache Publikum. Es kommt so nach sechs, wenn die Fabriken und die Nähstuben geschlossen werden, es ist schredliches Volk. Es hat weder Equipagen, noch Laxameter, es kommt ordinär zu Fuß. Mit nassen Regenschirmen stapft es über das elegante Parkett. Es ist total unweiliviliert. Von dem, was gebildete Menschen für notwendig, für schön und unentbehrlich halten, haben diese Leute keine Ahnung. Sie stehen vor den „echten Pariser Modellen“ und begaffen sie mit verständnislosem Staunen. Die Frauen wollen sich ausschütten über die langen Sackpatelets mit ihren dreidoppelten Kutschertragen, über die „verrückten Aermel“, die in sechs Etagen über einander fallen, über die Hüte mit ihren himmelstürmenden Bahnsunnschleifen, ihren nach allen Windrichtungen auseinanderflatternden Federn.

„Na, Olle, wie wär't dem mit sone Kisse?“

Sie wendet sich empört ab: „Na, ich bin doch nich aus Dalldorf entpymgen.“

Ja, sie sind schredlich gewöhnlich diese Menschen. Sie finden die seidene Unterröde und die Korsetts mit den Brüsseler Spitzen überflüssig. Sie können es nicht begreifen, daß ein richtiges Kinderzimmer mit Babywagen, Badetisch, Wickeltisch und Spitzen-Himmelbett einfach zum Leben des Kulturmenschen gehört; sie nennen eine Puppe für zehn Mark teuer, sie sagen es sogar ganz ungeniert laut, daß sie lieber für fünf Mark stehlen laufen würden, als einen



Kronleuchter für fünfzig. Dabei ist doch kein Kronleuchter das mindeste, was ein anständiger Mensch haben muß.

Sie sind eben in der Kultur noch weit zurück, beinaß so weit, wie die Chinesen, und die stehen wirklich am allertiefsten; wie tief, das sieht man erst in der Abtheilung für Chinatwaren. Was muß es für ein barbarisches Volk sein, das diese Lauschränken und Tischchen, die Vasen und Schalen alle hervorgebracht hat? Es weiß offenbar gar nichts von der „Secession“ und vom „Jugendstil“. Was es auf den Markt bringt, ist einfach bloß Kunst, eine ganz schlechte, nationale Kunst. Und sie giebt nicht einmal Näfel auf, diese Kunst. Man sieht auf den ersten Blick, was sie meint; sieht, daß die feingefiederten Blätter und Blüten, die zierlich über Hächer und Vasen ranken, eben Blätter und Blüten, daß die buntschillernden Vögel, Vögel, die Menschen, Menschen sind.

Ein jämmerliches Volk die Chinesen. Es ist die allerhöchste Zeit, daß man ihnen die Civilisation bringt, die deutsche Civilisation, die Civilisation des Warenhauses — des Anstrichs. Denn das muß immer wieder betont werden. Der Anstrich ist der Triumph der Kultur, auf den Anstrich allein kommt alles an. —

**Ik. „Anhängliche“ Pflanzen.** Mit den Tagen hat auch die Zahl der blühenden Pflanzen abgenommen und wenn wir vom Sonntags-Spaziergange einen Strauß heimbringen wollen, so zwingt uns der dürftige Blumenflor am Wege, ein wenig abzuweichen und nach ergebnigeren Standorten auszuweichen. Der durchs Gesiräuch schimmernde Spiegel eines kleinen Waldteichs lockt uns; wir zwingen uns durch das verworrene Gesiräuch der Himbeer- und Brombeersträucher und stehen bald am Ufer des stillen Wassers. Aber außer einigen verspäteten Bergföhneinmüch und den gelben Blüten des Zweizahns ernten wir nichts, und nachdem wir noch eine Weile dem nur noch wenig lebhaften Treiben der Wasserinsekten zusehen haben, suchen wir wieder Land zu gewinnen. Aber indem wir die Böschung des Weges emporsteigen, fällt der Blick auf unsere Kleidung und mit einem gelinden Entsetzen gewahren wir, daß wir mit Hunderten von Pflanzenamen wie gespickt sind. Die Zugabe, die uns das Gebüsch bescherte, als wir uns hindurchzwängten, erscheint nicht immer erwünscht, aber immer interessant. Da sind die linsigen Früchte des Allertweltsfreunds, wie eine Kletternde Labkrantart genannt wird, die bei uns ohne Ausnahme jedes Gebüsch mit ihren schwachen aber weithin kimmenden Stengeln durchzieht. Wie die ganze Pflanze, so sind auch die immer zu zweien zusammenhängenden Früchtchen mit unzähligen Widerhäkchen versehen, die sich jedem Passanten, sei es nun Mensch oder Tier, sogleich anheften. In derselben Weise sind die Fruchtstöpschen der Kletterarten mit widerhafigen Stacheln versehen, und sicher finden wir auf unserer Kleidung auch die ähnlich ausgerüsteten Früchte des Odermennigs. Den unteren Teil der Weinsleider aber finden wir mit einer anders gestalteten Frucht besetzt. Es sind platte, längliche, braune Samen, die an dem einen schmalen Ende mit zwei Fortsätzen versehen sind, die einem einfachen scharfen Stachel ähnlich sehen, bei näherer Prüfung aber erkennen lassen, daß sie mit feinen Widerhaken bewehrt sind. Es sind das die Früchte des Zweizahns, der von dieser Form der Frucht seinen Namen hat. Er sieht an jedem Gewässer und bildet dort in der Nähe der sumpfigen Ufer dichte Bestände, die man durchschreiten muß, wenn man das Ufer erreichen will. Loder hängen die reifen Samen in den Köpfen, geduldig den Wanderer erwartend. Mag er noch so vorchtig durch die Kräuter streichen, es bleibt vergebens; zu Hunderten dringen die Samen mit den scharfen Stacheln in die Kleidung, um dann mit Hilfe der Widerhäkchen vor dem Herausfallen geschützt zu werden. Diese Einrichtungen sind weniger für den Menschen berechnet, als für Schafe und für die Tiere des Waldes. Aber wie der Mensch sich sofort der Anhängsel zu entledigen sucht, so verfährt auch das Tier, denn seine Haut wird bald von den Widerhaken unangenehm gereizt. Durch Reiben an Wänden und andern Gegenständen werden die Samen entfernt und das ist's, was die Natur bezweckt. Denn ein großer Teil der Samen wird dabei auf einen ihm günstigen Boden abgeladen und der Verbreitungsbezirk der Pflanze dadurch ausgedehnt. Uebrigens sind wirre Pflanzen mit anhängelnden Früchten, wie der Botaniker sie nennt, noch recht harmlose Gebilde gegenüber manchen Erscheinungen in andern Ländern. Erwähnt sei nur die Erdstachelnuss, die im Süden und noch in den nördlichen Niederungen häufig ist. Die Früchte, die diese Pflanze austreibt, sind mit langen scharfen Dornen versehen, die besonders dem weidenden Vieh verhängnisvoll werden, indem sie sich den ahnungslos dahintrotzenden Rindern in die Hufe und Sohlen bohren und mit der Zeit schmerzhaft Entzündungen veranlassen. Wo die Pflanze in jandigen Gebieten wächst, werden die Rüsse im Sande oft soweit verweht, daß nur die türkischen Stacheln hervortragen. Wie dieses Beispiel zeigt, kommt es der Natur nur darauf an, ein gegebenes Ziel auf irgend eine Weise zu erreichen. Der Zweck heiligt ihr die Mittel, seien sie auch so raffiniert und unbarmherzig, wie die bei der Erdstachelnuss in die Erscheinung tretenden Zuhängeln. —

**Anthropologisches.**

— Die Herkunft der Etrusker. Wenn auch in der Sprache der Etrusker, schreibt L. Wilfer, noch manches dunkel ist und wohl auch bleiben wird, so dürfen wir doch nicht länger einem Volk, das mit den übrigen Europäern Rasse und Kultur gemein hat,

nicht arische Herkunft und Sprache absprechen. Auch in der Etruskerfrage, welche durch den langen, ergebnislosen Streit, ähnlich wie die Kleinfunde, in Verzug gekommen war, hat dennoch die Rassenkunde endlich Klarheit geschaffen; sie ist für den Anthropologen kein unlösbares Rätsel mehr. Daß das kunstfertige Volk, das eine so bedeutende Rolle in der Weltgeschichte gespielt hat, nicht ganz rassenrein geblieben ist, sondern eine Vermengung von Mundlöpsen erkennen läßt, ist nicht ohne Beispiel und begreift sich leicht, wenn man bedenkt, daß es seinen Weg durch die Alpenländer genommen hat, wo nach den Schädelbefunden der Pfahlbauten die ersten Mundlöpsen in unsrem Weltteil aufgetreten sind. Seiner Abstammung nach gehört er aber zum thüratischen Stamme und steht daher in naher Verwandtschaft mit den Hellenen, Troern, Phrygern und Lydern, wie auch mit den diesseits der Alpen zurückgebliebenen thüratischen Völkern. Von diesem Zusammenhang legen noch heute die in den Museen von Jansbrud und Ebur aufbewahrten Denksteine ein beredetes Zeugnis ab, sie, deren etruskische Inschriften die Römer in verzeihlichem Irrthum für griechische hielten. — (Glotus.)

**Astronomisches.**

— Eine ungewöhnlich große Protuberanz wurde, wie die „National-Zeitung“ berichtet, von Fenyi auf dem Hainalds-observatorium zu Kalocsa (Ungarn) beobachtet. Diefelbe bestand aus getrennten Klüden, die sehr hell waren und zum Teil verwischen ansahen; sie stieg mit solcher Geschwindigkeit empor, wie sie mir bei den heftigsten Eruptionen beobachtet wird, und erreichte eine Höhe von 431 Bogensekunden, die außerordentlich groß erscheint, wenn man in Betracht zieht, daß wir uns in der Zeit des Sonnenfleckenminimums, also der Ruhe der Sonnenhätigkeit befinden. Erreichten doch in den Vorjahren die Protuberanzen nur Höhen von 200 Bogensekunden, im Jahre 1899 nur von 150 Bogensekunden. Zur Zeit des Maximums der Sonnenflecke sind freilich schon erheblich höhere Protuberanzen beobachtet worden, so am 24. Dezember 1894 ebenfalls zu Kalocsa eine von 600 Bogensekunden und am 25. März 1895 zu Chicago eine von 624 Bogensekunden. Es läßt sich in der neuerdings erschienenen großen Protuberanz vielleicht der Wiederbeginn einer größeren Sonnenhätigkeit erkennen. Mehr noch als durch ihre Dimension ist übrigens diese Protuberanz durch die Geschwindigkeit, mit der sie entstand und wieder verschwand, merkwürdig. Als Fenyi sie zuerst erblickte, war sie nur 93 Bogensekunden hoch. Bei Beginn der Messungen war sie bereits zu 200 Bogensekunden angewachsen und hob sich dann in 4 Minuten 46 Sekunden noch um 132 Bogensekunden. Es ergiebt sich daraus eine Geschwindigkeit des Aufstiegs von 334 Kilometer in der Sekunde. Nachdem die größte Höhe erreicht war, löste sich die Protuberanz so schnell auf, daß 8 Minuten später keine Spur mehr wahrzunehmen war. Die heftige Eruption dürfte danach im ganzen nicht mehr als 15 Minuten gedauert haben. Aus der Schnelligkeit der Auflösung läßt sich ferner schließen, daß die Temperatur der Protuberanz weit höher als etwa 10 000 Grad, wie man sie sonst für die nächste Umgebung der Sonne annimmt, gewesen sein muß. Die Zerfirenung der Protuberanzmasse in den Weltraum hinaus in so kurzer Zeit fordert eine Temperatur derselben von etwa 30 000 Grad, was sich auch leicht dadurch erklären läßt, daß man ihren Ursprung in eine größere Tiefe des Sonnenkörpers verlegt, wo die Temperatur naturgemäß eine höhere sein muß als an der Oberfläche. Dadurch findet auch die Festigkeit des Ausbruchs ihre Erklärung; letztere wird noch durch eine gleichzeitige Erscheinung auf der Sonnenoberfläche gestützt. An der Stelle, wo die Protuberanz erdigen, näherte sich nämlich dem Sonnenrande ein kleiner Sonnenfleck, der von einem ausgedehnten Fackelgebiete umgeben war. Allerdings war er noch 19 Grad vom Rande entfernt; aber die Eruptionen pflegen überhaupt nicht vom Sonnenfleck selbst auszugehen, sondern von seiner Umgebung, und treten oft in bedeutender Entfernung vom Flecke auf. Um eine Vorstellung von der Ausdehnung der Protuberanz zu geben, sei erwähnt, daß einer Bogensekunde auf der Sonne eine Strecke von 725 Kilometer entspricht. 431 Bogensekunden sind danach 312 500 Kilometer — so hoch erhob sich die Spitze der Protuberanz über der Sonnenoberfläche. Denken wir uns ein solches Gebilde auf der Erdoberfläche stehend, so würde es nahezu bis zum Monde reichen, denn unser Trabant ist in seiner Erdnähe nur 350 000 Kilometer von der Erdoberfläche entfernt. —

**Humoristisches.**

— Das Juristenkind. Tante (zum kleinen Karl, der sich sehr unartig benimmt): „Du bist doch ein Erzseggel!“  
Karlchen: „Das wird bestritten!“ —

— Der Egoist. Frau (nach einem heftigen Streit): „Hätte ich Dich doch niemals kennen gelernt!“  
Mann: „Ja wohl! Jetzt, wo es zu spät ist, hättest Du Mitleid mit mir!“ —

— Botschaft. A (am offenen Fenster): „Die Töchter des Weinhändlers Pantzher singt heute wieder nichts anderes wie die „Lorelei“!“  
B: „Aha! Da fabriziert der Alte wahrscheinlich heute Rheinwein!“ —